

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 14

Artikel: Gift aus Haiti : eine Kriminalstory, nach einem wahren Erlebnis berichtet
Autor: Miller, John D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

G I F T A U S H A I T I

*Eine Kriminalstory, nach einem wahren
Erlebnis berichtet*

Die Gegend um die Reverend Street ein exklusives Viertel zu nennen, wäre gewagt. Es ist eine bürgerliche Gegend. Die Menschen sind bürgerlich, auch die Geschäfte und vor allem die Lokale. Die kleine Bar von Mister Dooc in der Reverend Street 118 machte keine Ausnahme. Hier verkehrten und verkehren fürderhin Menschen aus allen Gesellschaftsschichten. Darunter auch Roger Sinal, ein Hüne mit nicht abzuschätzender Kraft, ein erstklassiger Pistolenschütze und ein guter Boxer. Seine Kugel fehlte nie, sagten die Freunde, die ihn oftmals auf dem Schiessplatz bewundert hatten.

Am 13. Dezember, als Roger die Bar verliess und die Strasse hinaufging, blieb er plötzlich stehen, seine Hand griff an die rechte Wange, dann betrachtete er irgend etwas, das er zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. Sein Gesicht wurde plötzlich tief rot, er stürzte und kollerte hinab. Nic Kollin, der in der Bar den Mixer spielte, hatte den Vorgang beobachtet, doch hier war nichts mehr zu machen, Roger war tot, mausetot, einwandfrei tot. Der Arzt stellte Herzschlag fest. Die Polizei kümmerte sich nicht viel darum, denn sie wusste, was die anderen nicht wussten — Roger Sinal war ein Gangster.

Einige Tage später wurde Roger Sinal, der hünenhafte Gangster, plötzlich wieder interessant. Dazu trug Jefferson bei, Präsident Jefferson, der angesehene Präsident der Standard Oil. Daskam so:

Jefferson war eben aus seinem Strassenkreuzer gestiegen und durch das Gartentor seiner Villa getreten — draussen, am Stadtrand von Chicago — als er sich plötzlich an die Wange fuhr. Wie damals Roger Sinal. Es war die linke Wange. Jefferson hielt etwas zwischen Daumen und Zeigefinger und betrachtete es kopfschüttelnd. «Komisch!» Dann plötzlich wurde sein Gesicht blaurot, er taumelte, und wenn ihn sein Chauffeur nicht auf-

gefangen hätte, wäre er schwer hingeschlagen. Der Butler kam hinzugestürzt, gemeinsam trugen die zwei Bediensteten den Herrn Präsidenten in die Halle des Hauses. Jefferson hatte das Bewusstsein verloren. Kurze Zeit später standen schon die Aerzte an seinem Lager. Einer davon war Boorath, Professor Dr. Boorath. Er untersuchte Jefferson genau, er hob sogar die Augendeckel und handhabte eine mächtige Lupe. Die Kollegen diagnostizierten auf Schlaganfall. «No», erklärte Professor Boorath, «kein Schlaganfall, Vergiftung!!!»

Professor Boorath hatte vor Jahren eine lange Forschungsreise nach Haiti gemacht und dort Gifte und ihre Wirkungen kennengelernt. Gifte zum Teil, die sonst in der Welt nicht bekannt sind, von Medizinmännern über Generationen weitergereicht. Er wusste von Giften, die sofort töten, er wusste besonders auch von anderen, die nach Wochen wirken. Er kannte einige, die den Menschen langsam in Irrsinn verfallen lassen. Die Wirkung des von ihm einstweilen hier nur vermuteten Giftes hatte er auf Haiti studieren können. Ein Priester hatte es ihm gezeigt, er hatte es aus einem bläulich-roten Samen gewonnen, doch er hatte weder mit dem Namen noch mit einer Probe herausrücken wollen.

Jefferson war nicht tot. Die Aerzte brachten ihn durch. Professoren rechnen sachlich, auch Boorath rechnete so. Er glaubte in diesem Falle nicht an die Kunst der Mediziner, das Gift musste dem Präsidenten kurz vor seiner Bewusstlosigkeit beigebracht worden sein, doch nicht in der genügenden Menge. Niemand war um Jefferson gewesen als der Chauffeur und der Butler. Vorsorglich verhaftete die Polizei beide.

Jefferson wurde verhört. Er erinnerte sich an einen kleinen Stich, an einen Dorn, der in seiner Wange hing, dann glaubte er vor innerer Hitze verbrennen zu müssen, schliesslich hatte eine Ohnmacht ihn umfassen. Es wurde der Butler verhört. Er wusste sicher, dass in dem Augenblick, als er den Türmechanismus bediente, ein kleiner, schwächerer Mann mit wirrem, grauem Haar und stechenden Augen am Wagen vorbeigegangen sei. Es war ausser diesem kein Mensch auf der Strasse zu sehen gewesen. Die Polizei fahndete nach ihm, der Erfolg war einstweilen absolut negativ.

Es war ein Zufall nur, dass Wochen später der Chauffeur, inzwischen unter vielen Entschuldigungen von der Polizei entlassen, durch die Reverend Street ging. Er verspürte Durst, der Tag war hart gewesen. Er stolperte die wenigen Stufen zur

Bar des Mister Dooc hinunter, reiner Zufall, er war dort nie zuvor gewesen. Er liess seinen Blick von der Bar aus durch das Lokal wandern, wie man's so macht in neuer Umgebung. Er stutzte plötzlich, in seinem Unterbewusstsein schnurrte ein Film ab. Da drüben, da drüben, da sass doch der Mann, der . . . Und schon brüllte er los: «Festhalten den Kerl, festhalten!!» Das Männlein blickte verwundert auf, es machte nicht die geringsten Anstalten zur Flucht. Warum nur solch Theater? Ein Polizist kam herein. «What's matter . . . ?» Auf das Verlangen des Chauffeurs nahm er den Schmächtigen fest.

Als die kleine Gruppe die Treppenstufen hinaufging — einige Bargäste folgten neugierig —, stolperte der Polizist. Der Chauffeur kannte das Bild, so war auch sein Chef gestolpert, damals. Der lange Mann fasste sich an die rechte Wange, er wurde plötzlich tiefrot, ein Tumult entstand. Das Männlein mit dem wirren, grauen Haar und den stechenden Augen versuchte die Verwirrung zu benutzen, doch viele feste Fäuste hielten ihn gepackt, auf solche Scherze ist man eingestellt in der Reverend Street. Mit heulenden Sirenen jagte eine Ambulanz heran, ein Ueberfallwagen brachte Professor Boorath in die Klinik. Es ging gut aus mit dem Polizisten.

Im Irrenhaus von Baltimore hat mir ein Arzt die Geschichte von Professor Hellerson erzählt. Hellerson war Naturforscher und einer der bekanntesten Giftkenner Amerikas. Er war ein Sonderling gewesen, dessen Geist sich immer mehr verwirrt hatte. Er war von dem Wahn besessen, seine Gifte in der Praxis zu erproben. So kam der unglückliche Irre auf die perfide Idee, einen vergifteten Dorn in eine Zigarettenspitze zu geben und sie nach Art der Jäger von Haiti wie aus einem Blasrohr abzuschliessen. Ein einfaches, ein raffiniertes Mittel, es klappte jedoch nur selten.

Professor Hellerson wurde in das Irrenhaus von Baltimore gebracht. Er arbeitete dort tagsüber im Garten, zwischen Blumen und Gemüse. Scheinbar hüllte eine düstere Nacht seinen Geist ein. Leider — eines Tages fand man ihn tot neben einem Wärter liegend in einer Ecke des Gartens. Auch der Wärter war tot. Beide hatten ein gedunsenes, schwarzes Gesicht und verkrampfte Gliedmassen. Man rief Professor Boorath. Der Experte zuckte nur die Achseln. «Gift aus Haiti. Der Teufel mag wissen, wie der Irre es in die Anstalt hineinschuggeln konnte. Gift aus Haiti, dessen Zusammensetzung niemand kennt . . .»

K I R S C H B L Ü T E N .

F E S T

Die Erde scheint leicht zu sein wie eine schwebende Flocke. Blütenglück erfüllt sie. Die Blüte will fliegen und schweben, die Frucht muss fallen. Die Blüte wendet ihren Stern der Sonne zu, die Wange der Frucht der Erde. Zwischen Himmel und Erde wird der Nektar, der süsse Blütenwein, bereitet. Geheimnisvoll ist dieser Vorgang, niemand ahnt, woher der Baum diese die Bienen bezaubernde Süsse nimmt. Die Blütenbäume sind ihre «weissen Götter», zu deren Tempeln sie in Scharen eilen, Honig und Wachs zu empfangen — feinste Erden- und Sonnenstoffe. Die Bäume haben sich ganz in strahlendes Licht gekleidet. Nichts Reineres, nichts Keuscheres mag es geben als blühende Kirschbäume. Das Innere einer Frühlingswolke vor dem Antlitz eines seligen Geistes dürfte nicht schimmernder, nicht lichter sein. Alle Bäume sehen wie geschmückte Bräute aus, der Blütenschmuck ist ihr Brautschleier und ihr Hochzeitskleid. Welcher blühende Baum hätte mehr Charme als ein Kirschbaum? Mit ihren Flügeln entfachen die Bienen darin einen luftigen Sturm von Klang.

Das Wort «Kirsche» erweckt die Vorstellung von süssem, saftigem Fruchtfleisch. In dem französischen «cerise» hingegen mag der SprachEmpfängliche die Feinheit und Durchsichtigkeit der Blüte empfinden. Das «Fräulein Kirschblüte» aus Japan ist zart, duftig und zerbrechlich wie ein Schmetterling.

Die Kirsche ist, wie ein kleines Rätsel meint, eine Jungfer in einer Laube. Sie trägt einen roten Rock. Wenn man sie drückt, beginnt sie zu weinen — aber ihr Herz ist von Stein.

Die Pflaumenblüte ist etwas grünlich. Die Kirschenblüten büscheln sich an langen Stielen zu hübschen Sträussen, die Pflaumenblüten sitzen einzeln an ihren Zweigen.